



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

6. Erster Verkehr mit Clemens Brentano. Ein Abend bei Stägemann. Des Dichters Werbungen. Weihnachtsabend. Des "Pilgers" Rückkehr. (1816 - 1817).

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

wortet; vergebens bemühte sie sich in den Buchhandlungen Berlins, einen katholischen Katechismus zu bekommen. Es war keiner aufzufinden. An einem Verkehr mit unterrichteten Katholiken, denen sie sich hätte anvertrauen mögen, fehlte es ihr ebenfalls. Der erste Versuch war demnach mißlungen.

„Die rechte Thür fand ich noch nicht,“ sagt sie, „und es verging wieder einige Zeit. So kam der September 1816 heran, wo ich Brentano kennen lernte.“¹

6. Erster Verkehr mit Clemens Brentano.

**Ein Abend bei Stägemann. Des Dichters Werbungen.
Weihnachtsabend. Des „Pilgers“ Rückkehr.**

Es war an einem Donnerstag Abend, zu Anfang Septembers 1816. Fräulein Hensel kam von Schöneberg, ihrem damaligen Landaufenthalt, nach der Stadt, um den Abend, wie gewohnt, in dem Stägemann'schen Kreise zu verbringen, wo sie nun bereits wie zu Hause sich fühlte. Als sie eintrat, befanden sich erst drei Personen im Salon, der Sohn August Stägemann, die den Haushalt führende Gesellschaftsdame und ein älterer Freund der Familie, der im selben Hause wohnte.²

Luiſe nahm auf einem Sopha Platz, und August Stägemann, der ihr Erscheinen stets mit sympathischer Gesinnung begrüßte und ihr eine ritterliche Verehrung widmete, theilte ihr mit: diesen Abend werde sie einen geistreichen Menschen kennen lernen, den Clemens Brentano, der der Gesellschaft etwas vorlesen wolle. Auf ihre Frage, wer dieser Clemens Brentano

¹ Handschriftlicher Nachlaß.

² Der Bericht über das erste Zusammentreffen mit Brentano, welcher in der biographischen Einleitung zu den gesammelten Briefen Brentano's steht (S. 60—71), ist, bis auf wenige Abänderungen und kleinere Ergänzungen, von Luiſe Hensel selbst verfaßt, wie das noch vorhandene Concept erweist. Wir folgen deßhalb auch im Wesentlichen diesem Wortlaut.

sei, antwortete man: „ein ausgezeichnete, sehr talentvoller Dichter“. Man sprach dann von seinem geistreichen Wesen, seinen schlagenden Witzen, aber auch von seinen bizarren Eigenheiten, und es fiel das Wort, daß er „katholisch und darum so unheimlich sei“. Luise blickte auf; die Aussicht, endlich die Bekanntschaft eines Katholiken zu machen, erregte ihre Aufmerksamkeit, wenn auch die Charakteristik des Mannes sie etwas befremdlich anmuthete. Man nannte ihn boshast, sarkastisch; aber Alle kamen immer wieder darin überein, daß er ein höchst geistreicher Mensch sei. „Nun,“ fiel Luise Hensel ein, „wenn er weiter nichts ist, als geistreich, so kann er dabei noch ein sehr unglücklicher und erbärmlicher Mensch sein.“

In diesem Augenblicke stand der Erwartete dicht neben ihr, die allein auf dem Sopha saß, und sagte düster: „Guten Abend!“

Die ganze übrige Gesellschaft war erschrocken, denn die Flügelthüren zum Vorzimmer waren geöffnet, Zimmer und Vorzimmer mit Teppichen belegt und die Lampen gedämpft, da die Hausfrau an Augenweh litt. Man fürchtete, er könne Alles gehört haben und sich durch Witze rächen für das Lob, das Einige auf Kosten seines Herzens seinem Geiste gezollt hatten. Nur diejenige, welche die letzten Worte gesprochen, war nicht verlegen, da sie ihre Aeußerung als allgemeinen Erfahrungssatz vertreten konnte, wie dieselbe auch vermeint war. Unbefangen erwiederte sie den Gruß des Dichters und bot ihm einen Platz neben sich auf dem Sopha an. Brentano sah ihr einen Augenblick starr und düster in's Gesicht und sagte dann: „Mein Gott, wie gleichen Sie meiner verstorbenen Schwester Sophie!“ Es war seine Lieblingschwester gemeint, jene treue Genossin seiner Knabenträume, die einst auf der Dachkammer seines Märchenreichs Vaduz Freud' und Leid mit ihm getheilt hatte, aber schon im Winter 1800 erst 24jährig gestorben war. Ihr ist der poetische Nachruf gewidmet: „Wie war dein Leben so voller Glanz!“ und in seinen Briefen (I. 215) sagt er:

„Sie war von Gott mit den seltensten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, eines der ausgezeichnetsten und geliebtesten Wesen ihres Geschlechts.“

„Es ist mir lieb,“ erwiderte Fräulein Hensel, „daß ich Ihrer Schwester gleiche, und daß Sie uns etwas vorlesen wollen; bitte, fangen Sie an!“

Die Gesellschaft hatte sich inzwischen eingefunden, und Brentano las aus seiner „*Viktoria*“ und aus der „*Gründung Prags*“. Er las mit klangvollem Organ, ward außerordentlich lebhaft und riß alle Zuhörer mit sich fort. Seine Unterhaltungsgabe entzückte ebenso sehr wie sein Vortrag, und man entließ ihn nicht ohne die Zusage, öfter an den Donnerstagen zu kommen. Diese Zusage gab er gerne und fortan erschien er fast regelmäßig an den Abenden bei Stägemann und jedesmal beherrschte er die Unterhaltung der gewählten Gesellschaft.

Das war das erste Zusammentreffen zweier Menschen, die sich, durch eine wunderbare Verkettung, im Leben gegenseitig so viel werden sollten. Denn für Clemens Brentano war nun die Krise seines innersten Lebens angebrochen.

Der 38jährige Dichter hatte eine stürmisch bewegte Vergangenheit hinter sich, die seinem reichbegnadeten Genius manchen schönen Erfolg, seinem Herzen aber noch viel mehr der Enttäuschungen zugeführt hatte. Ein anderer Tannhäuser, hatte er auf wechselvoller Wander- und Irrfahrt das Glück der Welt, aber auch ihre tiefsten Schmerzen verkostet. Der Geist sittlicher und religiöser Erneuerung, der von der patriotischen Erhebung ausgegangen, war indessen nicht ohne wohlthätige Rückwirkung auf sein Gemüthsleben geblieben. Seit er zum zweiten Male (Ende 1814) nach Berlin gekommen, hatte ein Seelenkampf in ihm begonnen, der seine geistige Umkehr vorbereitete. Noch schien er zwar weit entfernt von einer Ausöhnung mit der Kirche, deren Glaubensleben er entfremdet, mit der er durch die Verbindung mit der lebenswürdigen, unglücklichen, von ihrem Mann getrennten Dichterin Sophie Mereau (1803) zerfallen

war. Gott hatte ihm sein schmerzliches Glück, das er an der Seite dieser Frau gefunden hatte, früh genommen (1806), und eine zweite übereilte und ebenso eilig wieder gelöste Heirath mit Auguste Busmann, einer Frankfurterin (1807), konnte seine Trauer um das verlorene nicht löschen. Aber er war doch zur Einkehr in sich selber gekommen, und so befand er sich jetzt in einem Zustand peinigender Zweifel und innerer Verwüstung, in dem ihm sein zerstückeltes, auf keinen bestimmten Beruf gestelltes Dasein in seiner ganzen Verkehrtheit, wie „eine pfadlose Traumöde“ erschien. Ihm war wie einem „verlorenen Kinde, das keine Heimath hat“. In diesem friedlosen Zustand fühlte er nur das Eine klar, daß es anders werden mußte.

Da stand nun auf einmal, wie eine Erscheinung aus einer bessern Welt, das achtzehnjährige Mädchen vor ihm, das durch die Aehnlichkeit mit seiner verewigten Schwester die Erinnerung an ein verlorenes Paradies in ihm weckte, dessen eigenartiges Wesen ihn wie Geistesverwandtschaft berührte und doch so neu und fremd ihm gegenüber trat, das Bild der Unschuld und einer das liebliche Antlitz noch lieblicher durchleuchtenden Seelenschönheit.

„Da hört' ich ein Flügelpaar klingen,
Da hört' ich ein Schwanenlied singen,
Da fühlt' ich ein fühlendes Weh'n,
Da sah ich mit thauschweren Schwingen
Den Engel der Wüste geh'n.“

Diesen Engel der Wüste glaubte er, der „in des Sandes glühenden Bogen“ verschmachtende Wanderer, in Luise Hensel zu sehen.

Die gelassene Bestimmtheit ihres Auftretens hatte vom ersten Augenblick an eine große Wirkung auf ihn gemacht, und die schöne ruhige Unbefangenheit ihres Benehmens zog den Ruhelosen immer mächtiger an. Er suchte einen nähern Umgang und ließ sich durch ihren Bruder, den Maler, bei ihrer Mutter einführen.

Auch Luise war es zufrieden und wehrte es nicht, daß er sich ihr näherte; erwartete sie doch von ihm, dem Katholiken, Aufschluß über seine Kirche, Anleitung zum richtigen Verständniß ihrer Lehre. Aber die Enttäuschung folgte ihrerseits bald. Um ein Führer und Wegweiser zu sein, dazu fehlte dem irrenden Wüstenwanderer so gut wie Alles. Schon bei der zweiten Begegnung in dem Stagemann'schen Gesellschaftskreise bemerkte sie, daß er „weiter von der Kirche war“, als sie. Was sie ihm an Fragen vorlegte, blieb ungeklärt. Nicht einmal ein Katechismus fand sich in seiner sonst so reichhaltigen Bibliothek. Er hingegen war betroffen, verwirrt, die junge Predigerstochter in solcher Richtung zu sehen. Denn unvermerkt hatte bereits ein anderes Gefühl sich seiner bemächtigt, das ihn instinktmäßig trieb, dieser Richtung entgegenzuarbeiten; eine tiefe Leidenschaft hatte sein Herz ergriffen. Seltsam! Was die junge Protestantin zu dem Dichter hinzog, war, was ihm fremd geworden, sein Katholicismus. Und was den Dichter zu der lieblichen Jungfrau zog, war ein Gefühl, dem sie fremd zu bleiben entschlossen war. Es sollte sich wieder einmal zeigen, daß menschliche Pläne in der Hand der Vorsehung oft ungeahnten Zwecken dienen müssen.

So kam es denn ganz anders, als Luise gedacht. Die Rollen waren gewechselt: sie ward die Führerin, er der widerstrebend folgende Pilger. Widerstrebend! wie sie durch das Wort bezeugt: „Ich war schon katholischer als er, als ich ihn kennen lernte, sonst würde er nicht vergebens gesucht haben, mich von der Kirche fern zu halten.“¹ Denn sie ahnte wenigstens die Wahrheit in ihr und sehnte sich danach. Als sie ihm aber von dieser Sehnsucht sprach, rieth er ihr, zu ihrem Erstaunen, „eine einfache lutherische Magd zu bleiben“. Luise schrak zusammen über diese Aeußerung, weil sie plötzlich den Hintergedanken errieth, der ihm das Wort eingab, und unwillig antwortete

¹ Bei Schläpfer S. 189.

sie: „Gehen Sie mir mit Luther; den habe ich nie leiden können.“¹

Und doch war es der sanfte Ernst ihrer aufwärts gerichteten Seele, der ihn mit so unbegrenztem Vertrauen erfüllte, daß er sich gedrungen fühlte, der neuen Freundin die Unruhe und die Tiefe seines Innern mit aller Offenheit bloßzulegen. Eines Tages — es war wieder an einem Gesellschaftsabend bei Stagemann — sprach er ihr von der Zerrissenheit seiner Seele und sagte: „Lesen Sie das siebente Kapitel des Römerbriefes, da steht mein Zustand.“ — „Sie meinen das achte,“ erwiderte Fräulein Hensel. „Was hilft es, daß Sie einem jungen Mädchen das sagen? Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben, Sie sind Katholik; sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt.“ Da brach Brentano in lautes Schluchzen aus und rief: „Nun soll mir das die lutherische Pfarrerstochter sagen!“ Man hatte die letzten Worte vernommen, und der Gastherr kam herzu und fragte Luise: „Was sagte Herr Clemens?“ — „Fragen Sie ihn selbst; wenn er es sagen will, ist es gut,“ antwortete diese².

Das mochte wohl eine unerwartete, bis zur Bestürzung neue Zurechtweisung sein, die der seltsame verwöhnte Dichter hier aus dem Munde eines jungen Mädchens empfing. Aber die schlichte Hoheit der Gesinnung, aus der diese Sprache floß, erhöhte nur den Zauber, den ihre Erscheinung auf ihn übte; die schöne Unbefangenheit vermehrte nur die Gluth der Neigung, die ihn erfaßt. Er glaubte bald nicht mehr ohne sie leben zu können, er machte kein Hehl aus seinen Gefühlen und wagte endlich, um ihre Hand zu werben.

Ein ruhiges, aber bestimmtes Nein belehrte ihn, daß jeder Gedanke an eine Heirath vergeblich sei. „Vergeblich!“ — das Wort durchschnitt ihm die Seele, und unter der unmittelbaren

¹ Biographische Notiz von ihrer Hand. In ihren Briefen an Schläter bemerkt sie erläuternd, daß sie Luther wegen seiner rohen Tischreden nicht leiden konnte.

² Vgl. Diele-Kretten II. 66.

Wirkung desselben schrieb er jenen stürmisch erregten Brief, in dem das schicksalsvolle Wort in wechselnder Steigerung wieder und wieder kehrt: „Vergeblich! muß ich schreien, das entsetzliche Wort! . . . Vergeblich! Es ist die Ueberschrift meines ganzen Lebens!“ u. s. w. (Brentano's Briefe I. 200—202).

Der Gedanke der Entsagung schien ihm noch immer unerträglich. Trotz des Schweigens, welches Luise Hensel diesem Briefe entgegensezte, vermochte sein leidenschaftlicher Sinn die Hoffnung noch lange nicht fahren zu lassen. Kannte er doch das gütige Wesen, die liebevoll geduldige Theilnahme, die sie ihm und seinem Schicksal erwies; empfand er doch das warme Verständniß, das sie aus den Erfahrungen ihrer eigenen Seelenkämpfe seinem schmerzlichen religiösen Ringen entgegenbrachte. Darauf baute er. Und so begann er denn vor ihr den ganzen Reichthum seines wunderbaren Geistes zu entfalten, bot er — in Briefen und Liedern — die ganze sprachschöpferische Gewalt einer sich selbst berausenden Begeisterung auf, um die mit allen lieblichen und zarten Namen Angerufene auf andern Sinn zu bringen. Was Phantasie und Geist über die Sprache vermögen, wenn Liebe stürmend das Herz bewegt, man weiß es. Aber selten ist Originelleres, Geistsprühenderes geschrieben worden, als Brentano's Ergüsse — „Ströme seiner Seele“ nennt er sie — in den Briefen an die „Unbenannte“, die er mit einem wahren Sternenglanz von Namen umgibt. Selten ist der Wechsel der Seelenstimmungen, jene Scala vom „himmelhoch jauchzend“ bis „zum Tode betrübt“, in einer so ursprünglichen, gedankenvollen, in allen Farben der Lichtbrechung schimmernden und funkelnden Sprache aus dem überwallenden Herzen eines Poeten geschildert worden.

Aber auch nicht der Zauber der Unschuld, der Güte, der umfriedeten Seelengröße, wie er dem ungestümen Dichter gegenübergetreten in der Haltung des jungfräulichen Mädchens, in ihrem Schweigen wie in ihrem stillen Handeln. Gerade die unerschöpfliche Modulation seiner Töne und Bilder spiegelt uns

das Bild der Angeredeten in ihrer vollen Liebenswürdigkeit, Taubeneinfalt und Reinheit wieder.

Für Luise Hensel war es eine Zeit der Prüfung. Sie bestand sie; mit sanfter Geduld, aber ernst und fest. Sie war, wie er später selber bekennt: „mild und streng, ach! immer gütiger, als ich es verdiente“. Sie hatte Mitleid mit ihm und sah es wie eine Schickung Gottes an, daß der Trostsuchende ihr zugeführt worden; wie hätte sie ihn da von sich weisen sollen? Sein Vertrauen rührte sie, aber es wurde ihr oft schwer, ihn zu ertragen. Als sie einst in der Nikolai-Kirche, dessen gedenkend, für ihn betete, da fielen ihr die Worte ein: „Wie ein Bündel ward er mir gegeben in den Kirchenstuhl hinein.“ Nach dieser innern Stimme glaubte sie handeln zu müssen¹. Sie wollte ihm Schwester und Freundin sein, aber nichts Anderes. Selbst als sie einmal, in einer Anwendung von Mitleid, den Gedanken erwog, ob sie ein Opfer bringen und ihm die Hand reichen sollte (daß Brentano verheirathet, wenn auch geschieden war, wußte sie damals noch nicht) — selbst in jenem Augenblick schwebte ihrem reinen Sinn nur ein rein geschwisterliches Verhältniß vor Augen².

Wie eine Schwester hat sie denn auch stets gegen Brentano sich verhalten: offen und aufrichtig, liebevoll theilnehmend, strafend und sänftigend. Wenn gleich von Luises Antworten nichts vorliegt, aus Brentano's Briefen vernimmt man sie; vernimmt man, wie sie den ruhelos Ungestümen geduldig anhört oder tröstet; wie sie ihn zur Selbstbesinnung, zur ruhigen Betrachtung der Dinge und der Personen mahnt; wie sie, seine bizarren Einfälle und poetischen Ueberschwänglichkeiten tadelnd, Lob und Bewunderung von sich abwehrt; wie sie ihm versichert, daß sie „nicht so fromm und gut sei“, als er glaube. Das Letztere hat sie ihm wohl öfter gesagt, denn an dieses Wort

¹ Diel-Kreiten II. 68. Brentano's Briefe I. 234.

² S. die hübsche Stelle im Tagebuch S. 84—85.

knüpft Brentano in einem Briefe an, um einmal ruhig das Bild der Freundin zu betrachten und zu zeigen, wie er ihre Mahnungen sich zu Herzen genommen. Indem er, allem Spiel des Witzes und der Phantastik entsagend, sich bemüht, vom Standpunkt des bloßen Beobachters ihre Erscheinung sich zurechtzulegen, entwirft er eine Schilderung ihres äußern und innern Charakters von sprechender Anschaulichkeit, eine Porträtskizze, bei welcher die Freundschaft und die Wahrheitsliebe zusammen den Pinsel geführt. Sie steht hier wohl an ihrem Platze:

„Ich weiß eigentlich“ — so schreibt er im December — „gar nichts von ihr, als daß sie still ist und bescheiden, daß sie höchst einfach aussieht und doch zugleich erlebt, daß sie nicht kokett ist und nicht untheilnehmend an sich und Anderen, daß sie eine ruhige leise Stimme hat, die ich durch den größten Lärm durchhören wollte. Sie hört sehr gut an und mißverstehet selten, und nur in gespaltener Rede, wo sich das Gesagte in zwei Hälften spiegelt; sie ist in ihrer Gedanken-, Rede-, Gesichts- und Leibesbewegung nie eigentlich zierlich oder reizend, oder pikant, aber auch nie ungeschickt oder täppisch, oder gänsig, sondern durchaus recht, sicher, edel, lieblich ernst, jungfräulich gesammelt und das innigste Vertrauen erregend; sie sieht aus wie meine liebste Freundin, wie sie selbst. Wäre nicht tieferes Leid am Menschen zu bedauern, als irgend eine zerrissene, zeitliche Sehnsucht, so könnte ein Hauch von Resignation, der über ihren nicht sowohl ruhigen als beruhigten Zügen schwebt, so könnte ein inneres weltliches Geschick in ihr mich innig rühren. Aber kaum hatte ich dieses Trauerkleid an ihr bemerkt, als ich fühlte, daß es ein Kleid sei, zum Tische des Herrn zu gehen, und aus meinem Mitleid ward eine fromme Nührung. Sie sieht mehr entsagend aus, als arm, und wenn sie sehr reich wäre, würde sie hoffentlich nicht anders aussehen. Sollte sie wohl Kranke treu pflegen können? Gewiß! Und auch trösten und Almosen geben und helfen und rathen. Sie ist verschwiegen und so schön offenherzig, als ich je eine Jungfrau gesehen.

Wie wunderbar ruhig, ungeschmückt und klar und einfältig erzählt sie, und wie träumt sie! . . . Ich habe sie von der linken Seite neulich, da sie den Traum so schön erzählte, recht herzlich angesehen, und da hat sie mir ungemein wohl gefallen. Diese ihre Gesichtsseite hat etwas ungemein Edles, Feines und Geistreiches, mit einer Stille, die an Friede nach dem Kampfe erinnert . . . Die rechte Gesichtsseite schien mir am ersten Abend, da ich sie sah, strenger und charaktervoller, als die linke, welche voll Seele und Gemüth ist. Ihre Augen gefallen mir nicht ganz, und mehr wenn sie niederblickt, als wenn sie anblickt, im letzten Falle verbergen sich die Augenlider beinahe zu sehr. Ihr Gesicht ist voll Ausdruck im Ganzen und nie zerstreut mimisch. Daß sie mir aus dem Spiele [der Gesellschaft bei Stägemann] durch Darreichung der Hand für ein herrliches Buch gedankt, hat mich unendlich gerührt; so lange ich lebe, ist mir nicht so lieb gedankt worden. Daß sie beim Vorlesen und Darstellen ohne platte Fertigkeit und ohne krause Genialität, sondern wie die geschämige, züchtige Innerlichkeit spricht, hat mich tief ergriffen, denn es ist ihr Verdienst und ich habe es gewürdigt. Sie kleidet sich mit großer Einfachheit und Zucht, und doch mit Fleiß und Bewußtsein. Ich bin ihr sehr gut und wünsche es ihr zu beweisen" (Brentano's Briefe I. 213—216).

Mehrere Monate dauerte der Kampf, den er mit sich und seiner Leidenschaft kämpfte. Und noch einmal bestürmte er die Freundin, deren duldbende Theilnahme der Ungeduldige als Zuneigung sich deutete, mit einem Eheantrag. Dießmal aber begnügte sich diese nicht mit einem bloßen Nein. Sie erklärte ihm, daß es ihr „wohlüberlegter fester Entschluß“ sei, „weder jetzt noch sonst, weder ihn noch irgend einen Andern zur Ehe zu nehmen“; sie erneuerte die Versicherung, daß sie ihm „im ganzen Sinne des Wortes Schwester sein und so auch geistig Alles mit ihm tragen und theilen wolle, da sein aufrichtiges Ringen nach Gott sie gerührt habe“. Um aber seine Leidenschaft zu brechen, nahm sie ihm das Versprechen ab, sie acht

Tage lang nicht mehr zu besuchen, noch sonstwie zu sprechen. Brentano ergab sich in das Verlangen und hielt Wort. Als er jedoch — so erzählt sein Biograph — am neunten Tage wieder erschien, war er wie umgewandelt, sein schönes schwarzes Lockenhaar war stark mit Grau untermischt, und ein herber Zug des Alters hatte sich über sein Antlitz gelegt. Aber er hatte sich bekämpft, trotz dem unbändigen Pochen seines Herzens, und dieser Kampf ward gesegnet¹. Denn, wie er nicht lange danach der heiß Umworbenen einsichtsvoll gestand: „Selbst verneinend warst Du mir ein heilendes, schaffendes Ja.“²

Die Freundin erkannte, wie gewaltig der Sturm gewesen, den der Dichter zu bemeistern hatte, und mitleidsvoll erneuerte sie ihre sanfte Mahnung, den Gang zu thun, der ihm Heilung und Frieden bringe: sich mit seiner Kirche auszusöhnen. „Gehen Sie beichten,“ erwiderte sie auf seine Klagen. Und siehe da, das Wort, das lange unfruchtbar geschienen, schlug in aller Stille Wurzel.

Die Zeit der Winter Sonnenwende ward auch für Brentano eine Wende zum neuen Leben. Die Botschaft der Engel in der heiligen Nacht sollte diesmal nicht ganz ungehört an seinem geistigen Sinne verhallen; sie fand an ihm einen „Menschen guten Willens“.

Luiſe Hensel hatte dem Dichter erlaubt, den Weihnachtsabend in ihrem Hause zu verbringen, wo man sich gegenseitig bescherte. Brentano verstand es in ganz besonderem Grade, seinen kleinen Gaben einen sinnig poetischen Schmuck zu verleihen, der eine kindliche Natur entzückt. Er erreichte denn auch eine vollständige Ueberraschung, und Luisens reine unbefangene Kinderseligkeit an diesem Abend wirkte beglückend, ja verklärend auf sein eigenes Gemüth zurück. Er verließ das Haus voll der rührendsten Eindrücke, und nahm eine Gegengabe mit, die

¹ Diel-Kreiten II. 73.

² Brentano's Briefe I. 221.

solche Stimmung noch erhöhte: sie bestand in Luifens religiösen Liedern. Noch erfüllt von dem, was er in ihrer friedlichen Nähe, in ihrem „armen Stübchen“ gesehen und erlebt, schrieb er der Freundin in der Christnacht: „Du unergründlich gutes Kind, wie hast Du mir all Deinen Schmuck gestern gezeigt! O selige Ueberraschung, du gütige Verlegenheit! . . . Ich habe nicht gewußt, daß solche Anmuth, solche Milde, solche Güte, solche Freiheit, solche Zucht lebe, mit solchem Segen des Schöpfers (lasse uns Deine Gaben so nennen, Deinen Reichtum, ohne welchen Du nicht so selig arm sein könntest) . . . Du hast mir Geschenke gemacht, die mir das Liebste sind, was ich habe: Deine Lieder, die ich abschreiben will und Dir in Abschrift zustellen, ich weiß, Du gibst mir noch mehrere; denn ich will Dir mein innerstes Leben geben, daß Du helfest, es zu Jesu zu bringen. Ich glaube, daß Gott Dich mir gesandt“ . . .¹

Der „Pilger in der Wüste“ hatte den „Engel der Wüste“ erkannt, und er war jetzt gewillt, ihm zu folgen. Schon zu Anfang 1817 schreibt er: „Ja meine Liebe, ich danke Dir Alles! Das Leben ist mit mir ausgeföhnt durch Dich, und mit Gott mich auszuföhnen will ich jetzt auch eilen, damit ich auch Deine Verzeihung ganz verdiene. Dann, mein geliebtes Herz, sollst Du viel und oft mit mir sein und sollst auf alle Weise mich stärken und ermahnen zum Guten. Wenn Du mir hilfst und für mich und mit mir betest, wird Gott sich meiner wohl erbarmen und mir die Kraft geben, in Entsagung neben Dir zu leben. Erschrick nicht, meine geliebte Seele, über dieses Wort, weil es Deinem Wunsche, ich möchte Dich nur achten und ehren, ich möchte Dich nicht so ganz lieben, wie ich es thue, nicht entspricht. Dieß Wort darf Dir nichts Kränkendes haben, denn es ist hier nicht von Begierden, es ist nur vom Traum eines Blinden, er sähe, die Rede. Wer Dich kennt, wie ich Dich

¹ Brentano's Briefe I. 218—220.

kenne, und Deiner begehrte, den kann ich mir gar nicht denken, so unverschämt oder dumm kommt er mir vor. Es ist dieß kein übertriebenes Lob, und es gibt Zustände, wo alles Lob ein Ende oder höchstens den Werth des Jubels und Entzückens eines Kindes vor artigen Dingen hat; so ist es bei Dir"
 „Ja, meine Liebe, ich will Alles thun, was gut ist, um Dein Vertrauen zu gewinnen; nur lasse mich im Element, in dem ich lebendig geworden, sonst geht alle Kraft von mir. O, ich bin unendlich glücklich, wenn ich Dir dienen kann . . . Es ist dieß nicht allein, weil Du sehr fromm, lieb, hold und voll edler Gottesgaben bist; nein, es ist vielmehr, weil Du Dich meiner erbarmt hast, weil Du mich heimathlosen, verstoßenen und von sich selbst verlassenen Menschen, der nicht hat, wo er sein Haupt ruhig hinlegen mag, freundlich zu Dir gezogen hast und zu Deinen Füßen ruhen läßt. Meine Liebe zu Dir ist keine weltliche Lust, Dich anzuschauen und zu hören und nach Dir zu streben; es ist eine unermessliche Sehnsucht, Dir zu danken und von Dir zu lernen.“¹

Bald schritt er von den Worten zur That. Er bereitete sich in allem Ernste vor; er arbeitete, nachdem er dem Propst Taube seinen Seelenzustand anvertraut, eine umständliche Rückschau seines Lebens aus, und am 27. Februar 1817 legte er vor diesem ernstern aber milden Priester eine Generalbeichte ab, der ihn nach der Absolution unter Thränen der Rührung in seine Arme schloß. Tags darauf empfing er die heilige Communion, und war nun wieder ein Kind der Kirche.

Von diesem Tage an begann für Clemens Brentano ein neues Leben. Es bedurfte freilich, wie sein Biograph bemerkt und im Einzelnen ausführt, „noch mancher Läuterung und mancher Kämpfe, um zu jener Ruhe und zu jenem Glück zu gelangen, welche die christliche Entsjagung dem Herzen verleiht,

¹ Briefe I. 222—225.

aber die Hauptsache war doch geschehen, die Zeit und die Gnade mußten das Uebrige thun.“¹

Wer den bewegten Lebensgang des Dichters kennt, weiß, daß verschiedene Ursachen zusammengewirkt haben, um ihn dem verlorenen Glauben der Jugendzeit, den mütterlichen Armen der Kirche allmählich wieder zuzuführen; eine der wichtigsten war aber gewiß seine Begegnung mit Luise Hensel. Ihr und ihren frommen Liedern, „dem schwergeprüften, bestandenen kindlichen Geist, der diese Lieder aus inniger Liebe zum Herrn gesungen“, schrieb Brentano selber die mächtigste Wirkung zu. Die religiösen Gesänge des unschuldsvollen Mädchens hatten die tiefste Saite in seiner Seele getroffen, sie wurden ihm, nach seiner Versicherung, das Liebste und Wohlthätigste, was ihm von menschlichen Händen in seinem Leben zugekommen.

„Diese Lieder haben zuerst die Kinde über meinem Herzen gebrochen, durch sie bin ich in Thränen zerflossen, und so sind sie mir in ihrer Wahrheit und Einfachheit das Heiligste geworden, was mir im Leben aus menschlichen Quellen zugeströmt. Indem ich sie Dir mittheile, theile ich Dir das Liebste, was ich habe, theile ich Dir, was mir noch immer das innerlich Erweckendste und Beweglichste ist, das mich stündlich mahnt und tröstet, mit. Ob es die Macht des unschuldigen, drängenden Gefühls ist, aus dem sie entsprungen, ob es der Moment ist, in dem sie mir begegneten, der sie mir so erbauend macht, weiß ich nicht; aber es hat mich nie ein menschlich Wort so gerührt, und wo ich gehe und stehe, liegt mir der Vers in meinen Ohren:

„Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so mild gewesen,
Ohne List und ohne Trug.“

„Dich hat der barmherzige Heiland mit wundervolleren Stimmen gerufen; er hat für jedes Herz einen anderen

¹ Diel-Kreiten II. 78.

Schlüssel, ich übergebe dir hier den, mit welchem er zu mir gekommen.“

So schrieb Clemens Brentano am 3. December 1817 an seinen Bruder Christian, indem er ihm eine Abschrift von etwa zwanzig Liedern der Freundin zuschickte¹.

Luiſe Henſel war auch fortan treulich beſſen, das gegenseitige Verhältniß mehr und mehr zu klären und zu veredeln, und so in gewissem Sinn für Clemens zu werden, was Beatrice für Dante, wenn diese am Ausgang des Purgatoriums (XXX, 121) sagt:

„Aufrecht hielt ihn mein Antlitz eine Weile,
Und ihm die jugendlichen Augen zeigend,
Führt' ich mit mir ihn in gerader Richtung.“

7. Das Vermächtniß der Schwester.

Karoline Kochs. Brentano's Pathenschaft. Die Sängersahrt.

Inzwischen war ein Ereigniß eingetreten, das für ihr häusliches Leben von eingreifenden Folgen begleitet war.

Im November 1816 mußte die Mutter Henſel nach Stettin verreisen. In Stettin lebte Luiſens Schwester Karoline mit ihrem Gatten Fr. Kochs, der dort seit dem Friedensschluß als Offizier bei der ersten Ingenieur-Brigade in Garnison stand. Das junge Ehepaar hatte ein einziges Kind, etwas über ein Jahr alt. Am 9. December meldete Mutter Henſel den Ihrigen in Berlin voll Freude die Geburt eines zweiten Knaben. Aber schon vierzehn Tage darnach hatte sie dieser Kunde die Trauerbotschaft nachzusenden, daß Karoline, die Mutter des Neugeborenen, einem Fieber erlegen. Karoline Kochs starb am 23. December 1816. Auf dem Todtbette hatte

¹ Geſ. Briefe I. 238 ff. Vgl. dazu eine ähnliche Aeußerung, welche Clemens ein Jahr später an die Gräfin Stolberg schrieb. Ebend. I. 288.